



Anden '70

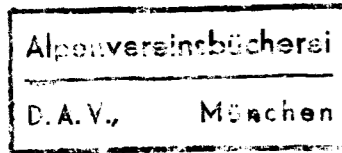
Jubiläumskundfahrt
anlässlich des
75jährigen Bestehens
der
Sektion Bayerland
des DAV

B

3159

Anden '70

8 B 3159



71 418

**Diese Broschüre
widmen wir in Dankbarkeit
Frau Gottilde M.-Kayser,
Lima.**

Jubiläumskundfahrt der Sektion Bayerland des DAV

Spending

**Schirmherr
Dr. Alfons Goppel,
Bayerischer Ministerpräsident**

Chronologie

16. 5.
Abreise der Teilnehmer H. Karasek und H. Köbrich als „Vorauskommando“, das das Expeditionsgepäck aus dem Zoll in Lima auslösen sollte.
30. 5.
Abreise der übrigen Teilnehmer.
- 1.–6. 6.
Aufenthalt in Lima.
- 7.–9. 6.
Busfahrt nach Cuzco.
10. 6.
In Cuzco.
11. 6.
Fahrt nach Mollepata, dem Talort und Ausgangspunkt für die Besteigung des Salcantay.
12. 6.
In Mollepata. Besteigung des Tilka (3821 m) durch Köbrich, Olzowy und Weidmann.
13. 6.–6. 7.
Am Salcantay. Hauptlager am Südfuß in 4750 m Höhe. In dieser Zeit wurden folgende Besteigungen ausgeführt:

5185 m (5mal), Gipfel 5350 m (3mal).

Bei der Besteigung der angegebenen Gipfel und Punkte konnte nicht festgestellt werden, ob es sich um Erstbesteigungen handelt oder nicht. Es wurden zwar keine Gipfelzeichen (Steinmänner, evtl. auch Blechdosen o. a.) gefunden, doch ist anzunehmen, daß z. B. die Japaner, die 1968 an der gleichen Stelle ihr Hauptlager hatten, die umliegenden Gipfel besucht haben. Am ehesten dürfte der recht abgelegene Gipfel 5185 m erstmals bestiegen worden sein. Die angegebenen Höhen sind alle, bis auf die Höhe des Tilka (3821 m) und des Gipfels 5350 m durch Aneroid bestimmt und entsprechend unsicher. Die sicheren Höhen sind dem Blatt „ANTA“ der Karte 1:200 000

des Instituto Geográfico Militar entnommen.

Der Salcantay (6271 m) selbst wurde in der Zeit vom 25. 6. bis 2. 7. über den NO-Grat (2. Begehung) zum siebten Male insgesamt bestiegen, wobei der Gipfel am 30. 6. betreten wurde (H. Karasek, M. Rogge, Dr. F. Weidmann). Vom 27. 6. bis 1. 7. wurde der Südpfeiler („Bayerländerpfeiler“) erstmals durchstiegen. Der höchste Punkt (6020 m), 70 m über dem „Silbersattel“, dem Punkt, an dem der Pfeiler in den W-Grat einmündet, wurde ebenfalls am 30. 6. erreicht (H. Hauer, H. Köbrich, M. Olzowy, J. Vogt, Dr. W. Welsch). Beide, 5 bzw. 8 Tage dauernden Besteigungen wurden im westalpinen Stil (ohne feste Hochlager) durchgeführt.

7.–10. 7.
In Cuzco und Machu Picchu.

11.–14. 7.
In Lima.

15.–31. 7.
Aufenthalt in der Cordillera Blanca:

Vermessungsarbeiten: 16.–25. 7.
Besteigungen des Huascarán-N-Gipfels (6654 m) in der Zeit vom 16.–28. 7.; der Gipfel wurde wie folgt betreten: 21. 7. J. Vogt, Dr. F. Weidmann. 22. 7. H. Hauer, Justiniano Huamán, Marcelino Morales (peruanische Hochträger). 27. 7. H. Karasek, H. Köbrich, M. Rogge.

1.–4. 8.
Heimreise von J. Vogt, Dr. F. Weidmann und Dr. W. Welsch.

3.–4. 8.
Besteigungsversuch des Nev. Ranrapalca (6125 m) durch M. Olzowy, Marcelino Morales und Justiniano Huamán. Der Versuch endete bei etwa 5750 m an einem durch das Erdbeben neu entstandenen Abriß des Gipfeleises.

14.–18. 9.
Besteigung des Chachani-Hauptgipfels (6076 m) und seines NO-Gipfels (6007 m) in der Nähe von Arequipa durch H. Köbrich und M. Olzowy. Die Gipfel wurden am 17. 9. betreten.

1. 8.–24. 9.
Die übrigen fünf Teilnehmer bereisen in verschiedenen Gruppen Peru. Am 24. 9. kehrt der letzte Teilnehmer nach München zurück.

Teilnehmer:

Heinz Hauer, 23 Jahre, Kaufm. Angestellter
Herbert Karasek, 22 Jahre, Kaufm. Angestellter
Heinz Köbrich, 35 Jahre, Dekorationsmaler – stellvertretender Expeditionsleiter
Michael Olzowy, 25 Jahre, cand. med.
Manfred Rogge, 28 Jahre, Ing. (grad.)
Jürgen Vogt, 30 Jahre, Installateurmeister
Dr. Fritz Weidmann, 34 Jahre, Diplom-Kaufmann – Vorsitzender der Sektion Bayerland
Dr. Walter Welsch, 30 Jahre, Dipl.-Ing. (Geodäsie) – Expeditionsleiter.



MINISTERIO DE EDUCACION

La Sección Andinismo del Ministerio de Educación, hace constar que la JUBILAUMSKUNDFAHRT CORDILLERA BLANCA, SEXTION BAYERLAND DES DAV 1970 dirigida por el Ingeniero Walter Welsch ha realizado importantes trabajos en la Cordillera Blanca a pedido de la Corporación Peruana del Santa y del Comité Nacional de Emergencia, después de producido el terremoto del 31 de mayo de 1970.

Estos trabajos han consistido en el levantamiento fotogramétrico del Nevado Huascarán, para determinar los cambios glaciológicos ocurridos en esta montaña como resultado del sismo, y hacer las comparaciones y estudios con los mapas levantados anteriormente.

Los trabajos de la Expedición son de gran trascendencia, para que la Comisión de Reconstrucción y Rehabilitación de la Zona Afectada por el Sismo, ubique las nuevas ciudades del Callejón de Huaylas y recomiende las previsiones glaciológicas necesarias para la vida tranquila de los pobladores de esa zona.

Se le expide a la Expedición la presente Constancia como medida de agradecimiento por la importante labor desarrollada en el Perú.

Lima, julio 31 de 1970



Cesar Morales Arnao, Jefe de la Sección Andinismo

Die Sektion Andinismus des Erziehungsministeriums bestätigt, daß die Jubiläumskundfahrt in die Cordillera Blanca der Sektion Bayerland des DAV 1970 unter Leitung von Dr.-Ing. Walter Welsch wichtige Arbeiten im Auftrag der „Peruanischen Körperschaft für das Río-Santa-Tal und des Nationalen Ausschusses für das Notstandsgebiet nach dem Erdbeben vom 31. Mai 1970“ im Gebiet der Cordillera Blanca durchgeführt hat.

Diese Arbeiten bestanden aus photogrammetrischen Aufnahmen des Nevado Huascarán, um Veränderungen im Gletschergebiet dieses Berges infolge des Erdbebens festzustellen, sowie Vergleiche und Studien gegenüber früheren Aufnahmen durchzuführen.

Die Arbeiten der Expedition sind deshalb von Bedeutung, damit die „Kommission für den Wiederaufbau und die Wiederverbevölkerung der vom Erdbeben zerstörten Zone“ neue Städte im Callejón de Huaylas gründen kann. Hierbei sollen die Erhebungen im Gletschergebiet als Grundlage für den Wiederaufbau empfohlen werden, um ein weniger gefährvolles Leben der Bevölkerung in diesem Gebiet zu ermöglichen.

Das vorliegende Zeugnis wird der Expedition zum Beweis des Dankes für ihre in Peru geleistete und wichtige Arbeit überreicht.

Lima, 31. Juli 1970

gez. CESAR MORALES ARNAO Leiter der Sektion Andinismus

Erdbeben blockiert Anden-Expeditionen

Als sich am 31. Mai 1970 das Erdbeben ereignete, begann gerade die Saison für die Bergsteiger in der Cordillera Blanca. Expeditionen aus der Tschechoslowakei, Neuseeland, Schweiz, Chile, Deutschland und Japan waren bereits am Berg. In den ersten Tagen nach dem Erdbeben fehlten Nachrichten über ihr Befinden völlig. Von allen Institutionen, die die Bergsteigergruppen unterstützt hatten, und besonders von den Familienangehörigen der Expeditionsteilnehmer wurden wir um Informationen gebeten.

Das traurigste Schicksal war der unter der Leitung von Dr. Arnost Cernik stehenden Expedition aus der Tschechoslowa-

Fünfzehn Kilometer stürzte die Bergsturz-Mure vom Huascarán-Nordgipfel (links im Bild) zu Tale



kei beschieden. Bereits am 18. Mai war einer der besten Bergsteiger dieser Expedition, Ivan Bortel, einen Felsabhang hinabgestürzt, wobei er den Tod fand. Der Plan, den Huandoy über die Südwand zu besteigen, wurde aus diesem Grunde aufgegeben. Die übrigen 15 tschechoslowakischen Bergsteiger versammelten sich am Sonntag, dem 31. Mai, im Basislager, das man auf dem Schuttkegel, der die beiden Lagunen von Llanganuco voneinander trennt, aufgeschlagen hatte. Am folgenden Tag sollten drei Gruppen starten: die erste sollte den Huascarán, die zweite den Pisco besteigen, die dritte den Chopicalqui erkunden.

Zu den Tschechoslowaken hatte sich ein chilenischer Hydrologe, Pedro Nuñez, sowie 15 Peruaner aus den Dörfern Mancos, Yungay und Huarasuco gesellt. Es kam zu einem fröhlichen Wochenend-Mittagessen.

Als sich das Erdbeben ereignete, stürzte ein Teil des Eises des Huascarán-Nordgipfels auch auf der Nordseite in die Tiefe, durchbrach den Gletscher Leprince Ringuet und begrub mit aller Gewalt diejenigen, die an dem fröhlichen Beisammensein teilgenommen hatten. Sie waren auf der Stelle tot, begraben unter den Massen von Millionen Tonnen, die direkt auf den Schuttkegel gestürzt waren und die obere Lagune Orkococha aufstauten. Zwei Tage später fanden wir auf dem Wasserspiegel Teile von Schlafsäcken, Zelten und Bekleidungsstücken sowie Küchengerät.

Während des Erdbebens befanden sich die Deutschen Siegfried Hönl und Jörg Kröner mit dem Schweizer Adolf Zellweiger am Toçllaraju. Sie berichteten, wie die Gletscher Risse bekamen und Massen auf die Eisfelder stürzten, deren Ausläufer die gefährlichen Lagunen von Palcakocha, Cuchillakocha und Ishinka speisen. Nach dem Abstieg ins Tal, das vom Staub der Zerstörungen verdunkelt war, widmete sich diese Dreiergruppe der Hilfe für die Opfer des Erdbebens.

Teilnehmer einer Expedition aus Neuseeland, die unter der Schirmherrschaft der Universität Canterbury stand, suchten nach neuen Anstiegen an der Pucahirca und am Alpamayo. Ihr Basislager war das Lager Safuna der Corporación Peruana del Santa. Der Expeditionsleiter, James Jolly, war nach Huaraz abgestiegen, um sich wegen eines Magenleidens behandeln zu lassen. Im Augenblick des Erdbebens befanden sich die Expeditionsmitglieder auf einem Geröllfeld und kamen deshalb nicht zu Schaden. Dies berichtete der Topograph der Corporación, Alcides Ames, der mit ihnen zusammen war und später den Paß südlich des Alpamayo überquerte und zu Fuß nach Huaraz ging.

Nach dem Erdbeben konnten die Mitglieder dieser Gruppe doch noch einige Besteigungen des Janrarurish, Tayapampa, Pucahirca (Westseite), Pucarashta und Alpamayo (Nordwand) machen. Sie sammelten viele typische Hochandenpflanzen sowie Insekten

und Gesteinsproben aus dieser Gegend. Die dabei gemachten Beobachtungen dürften sich später positiv auf die Möglichkeiten eines Nationalparks Huascarán und Raimondi in der Cordillera Blanca auswirken.

Zehn Tage vor dem Erdbeben erreichte eine japanische Expedition von der Universität Kyoto die Cordillera Blanca. Die Teilnehmer wollten unter Leitung von Toru Sasaki die Südwand des Huandoy durchsteigen. Sie kamen im Kleinbus aus den USA und beabsichtigten, weitere Touren in Bolivien, Argentinien und Chile zu unternehmen. Sie verzichteten fast gleichzeitig mit den Tschechoslowaken auf den Huandoy, studierten aber weiterhin die schwierige Route.

Eine andere japanische Seilschaft hatte bereits den Huascarán bezwungen und war auf dem Weg ins Tal, als sich das Erdbeben ereignete. Sie konnte eine Anzahl sehr interessanter Photographien machen und nahm sofort nach Ankunft im Tal an den Rettungsarbeiten teil.

Bei der Regierung in Lima liefen sehr widersprüchliche Nachrichten über die Expeditionen ein. Anfangs wurde angenommen, die tschechoslowakische und die japanische Expedition hätten in einer Höhle des Huandoy Zuflucht gefunden. Diese Nachricht erwies sich aber als nicht zutreffend, nachdem der Glaziologe der Corporación Peruana del Santa, Benjamin Morales Arnao, einen Bericht übermittelte, demzufolge die Expedition aus der

Tschechoslowakei und Chile vollständig verschüttet wurde.

In der Sektion Andinismus des Erziehungsministeriums wurden sofort in Zusammenarbeit mit dem Cuerpo Peruano de Socorro Andino (Peruanische Bergwacht) die Rettungsarbeiten eingeleitet. In den ersten Tagen wurden Freiwillige zu Fuß von Yautan aus über die Cordillera Negra nach Huaraz entsandt. Wir boten der Regierung an, erfahrene Leute des Club Andinista Cordillera Blanca nach Llanganuco und anderen Orten zu schicken. Sobald die unterbrochenen Straßen wieder befahrbar waren, fuhren wir selber nach Huaraz und Llanganuco, um eine Rettungsaktion zu organisieren. Es war uns auch möglich, die Hilfe einer Delegation von 24 Mitgliedern des Cuerpo de Socorro Andino aus Chile (Chilenische Bergwacht) und einer Gruppe von 30 Ärzten aus den USA unter Leitung von Adams Carter zu erhalten. Die chilenische Gruppe kam unter Leitung von Guillermo Silva. Sie brachte ihre eigenen Hilfsmittel und -geräte mit.

Es war interessant und auch beeindruckend, in Llanganuco die Bergsteiger der verschiedenen Nationen beisammen zu

sehen, wie sie in gemeinsamer Arbeit danach trachteten, einen Abflußkanal zu öffnen, der die von der Lagune von Llanganuco drohende Gefahr abwenden sollte. Die Helfer erkannten von Anfang an die Unmöglichkeit einer Rettung für die Verschütteten in Llanganuco. Während der Arbeiten kamen auch noch Bergsteiger und Ärzte aus Südafrika, die sich der Rettungsaktion anschlossen.

In der Zeit der großen Not kam auch eine englische Expedition unter Leitung von Joe Brown. Sie stand unter der Schirmherrschaft von neun Zeitungen und dreißig Illustrierten aus Wales. Sie startete in Richtung von Chiquián, wo sie an einigen Rettungsaktionen teilnahm. Dann bestiegen die Teilnehmer den Toro über die Nordwand. Aus Zeitmangel verzichteten sie auf die Besteigung des Rondoy, da diese Tour eine der schwierigsten der peruanischen Anden ist.

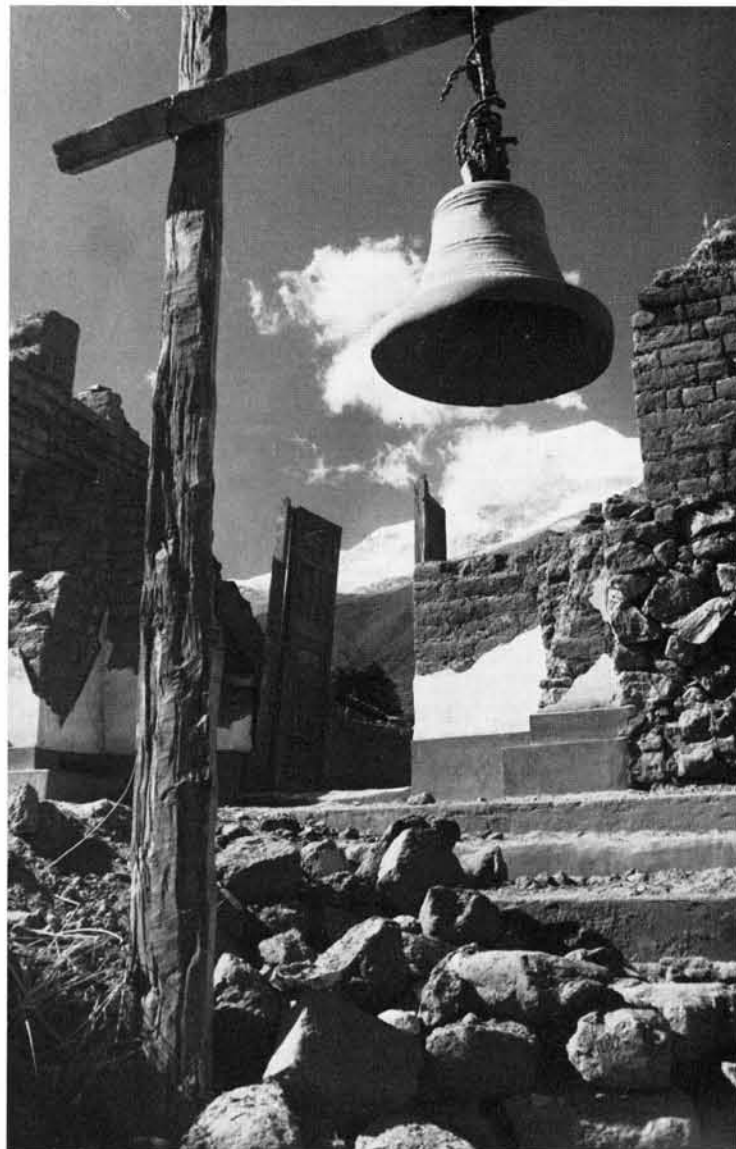
Da die Verbindungen ins Río-Santa-Tal vorerst völlig unterbrochen waren, mußten einige Expeditionen ihre Pläne ändern. Die Deutschen aus München unter Leitung von Dr. Walter Welsch fuhren – nachdem sie ihre Hilfe angebo-

ten hatten – in die Cordillera Vilcabamba. Ihnen gelang dort eine herrliche Besteigung des Salcantay. Dann gingen sie auf Wunsch der Corporación zum Huascanan, den sie bestiegen, um so notwendige Informationen über den Gletscher zu sammeln. Sie machten photogrammetrische Aufnahmen, damit man Vergleiche mit früheren Karten, herausgegeben von deutsch-österreichischen Expeditionen unter Leitung von Prof. Hans Kinzl und Prof. Walther Hofmann ziehen kann. Auch die Franzosen, geführt von R. Coffin, gingen nach Cuzco und in das Gebiet der Vilcanota.

Dies ist eine Übersicht über die Tätigkeit der ausländischen Expeditionen in den Peruanischen Anden in diesem traurigen Jahr 1970. Viele von denen, die gleich nach dem Erdbeben mit Pessimismus die touristische Zukunft der Region Ancash (= Río-Santa-Tal) betrachtet haben, hegen schon heute mehr Hoffnung. Denn es ist sicher, daß in zwei oder drei Jahren die Möglichkeiten zum Bergsteigen in den Peruanischen Anden wieder hergestellt sind und touristische Unternehmungen wieder ausgeführt werden können.

Zerstörte Dorfkirche von Musho

**Bild Seite 9:
Salcantay, 6271 m:
»der Riese von
Cuzco«
(Lionel Terray)**



Alles kam ganz anders

Wir wollten Berge der Cordillera Blanca besteigen. Doch es kam anders.

Am 31. Mai 1970 bebte 43 Sekunden lang die Erde in Peru. Das Zentrum dieses außerordentlich langen und ungewöhnlich heftigen Bebens lag im Pazifischen Ozean vor

der Küstenstadt Chimbote. Die konzentrisch sich ausbreitenden Erdbebenwellen erfaßten unmittelbar die Berge der Cordilleren Negra und Blanca und verwüsteten die menschlichen Ansiedlungen dort nahezu vollständig. Sie lösten aus den labilen Flanken des Huascarán-Nord-Gipfels, des höchsten

Berges Perus, unvorstellbare Eis- und Felsmassen, die in einer urwelthaften Mure zu Tal stürzten und ganze Städte, deren einstige Lage nur noch erahnt werden kann, unter sich begruben. Etwa 70 000 Menschen fanden den Tod.

Die Katastrophe ereignete sich am Tage vor unserer An-

kunft in Lima. Sie bestimmte den ganzen Verlauf unserer Expedition.

Kann man über Trümmer und Leichen steigen, um dann unbeschwert seine bergsteigerischen Ziele zu verfolgen? So brutal stellte sich uns die Frage, als wir uns den Verlauf

der nächsten Wochen überlegten.

Die Hilfsbereitschaft in aller Welt war groß, das Chaos in Lima vollständig. So scheiterte unser Angebot, das Schicksal einer 14köpfigen tschechoslowakischen Bergsteigerexpedition an Ort und Stelle klären zu helfen, an organisatorischen Schwierigkeiten.

Schon eine Woche weilten nun alle Teilnehmer unserer Kundfahrt in Lima im gastfreundlichen Haus von Frau Gotlinde M.-Kayser, einer Tochter des bekannten Münchner Theaterprofessors Artur Kutscher. Ihr widmen wir in herzlicher Dankbarkeit diesen Bericht. Großen Dank schulden wir auch Herrn Ludwig, der uns ein Appartement für unser umfangreiches Gepäck zur Verfügung stellte.

Wir entschlossen uns auf Empfehlung von Herrn César Morales, der uns stets mit Rat und Tat bei der Vorbereitung und Durchführung unserer Kundfahrt zur Seite stand, den höchsten Gipfel der Cordillera

Vilcabamba in der Nähe der alten Inka-Hauptstadt Cuzco zu besteigen. Der Salcantay ist ein abweisender wilder Berg. Drei Wochen lagen wir am Fuße seiner Südwand, bis in westalpinem Stil die zweite Begehung des Nordost-Grates und damit die siebte Besteigung des Salcantay und die erstmalige Durchsteigung des Süd-Pfeilers, der traditionsgemäß den Namen „Bayerländer-Pfeiler“ erhielt, gelang.

Wir vermieden absichtlich den „großen Expeditions-Stil“, denn wir glaubten, ohne letzten Komfort und ohne „Netzplantechnik“ in den Anden erfolgreich bergsteigen zu können. Allzu viel Technik und Organisation beim Bergsteigen ist ein Widerspruch in sich, wenn man die Motive unseres Tuns betrachtet.

Nach einigen Tagen Aufenthalt in Cuzco und Machu Picchu, den uns die Gastfreundlichkeit der Familie Eugenio Maeder angenehm gestaltete, rief uns ein Telegramm

der „Corporación Peruana del Santa“, die sich die wissenschaftliche und technische Erschließung des Santa-Tales zur Aufgabe macht, in das Katastrophengebiet des Callejón de Huaylas, des mittleren Santa-Tales.

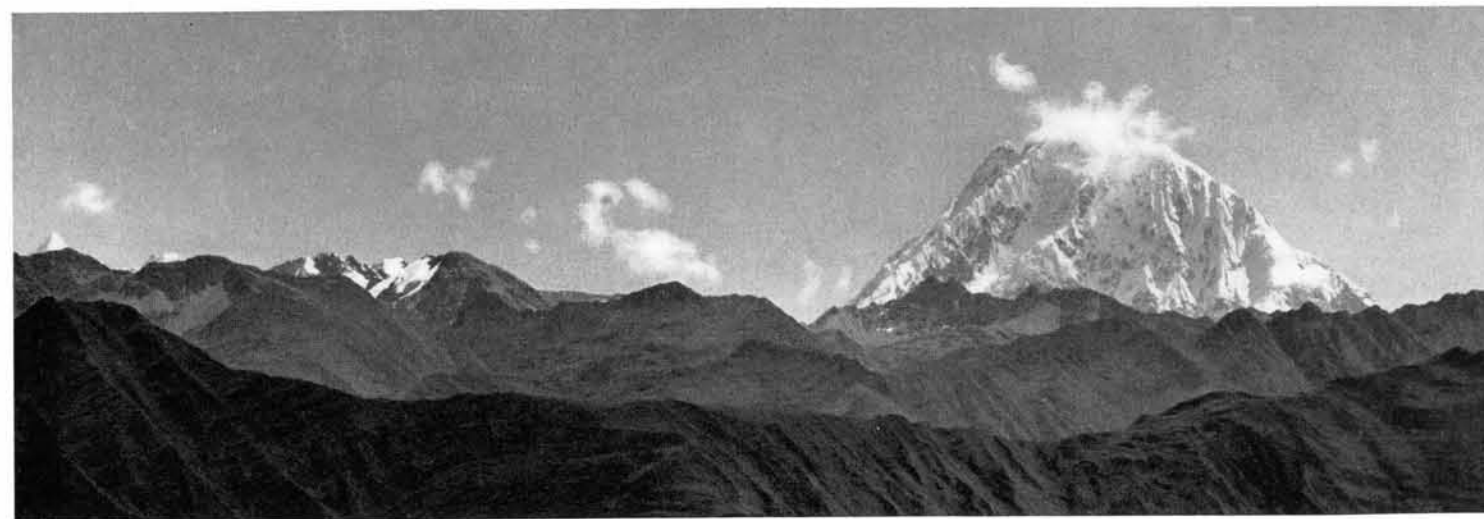
Da der Corporación bekannt war, daß unsere Expedition eine vollständige Ausrüstung für terrestrisch-photogrammetrische Aufnahmen mit sich führte – diese wurde uns vom Institut für Photogrammetrie an der Technischen Universität München zur Verfügung gestellt – wurden wir gebeten, die Bergsturmure vom Huascarán ins Tal des Río Santa aufzunehmen und zu vermessen. Außerdem sollten im Zuge einer Besteigung des Huascarán-Nordgipfels nach Möglichkeit örtliche Erhebungen angestellt werden, die eventuell Schlüsse auf weitere Eis- und Felsstürze zulassen könnten.

Für ihre tatkräftige, organisatorische Hilfe bei der Vorbereitung und Durchführung

dieser Vorhaben danken wir der Corporación Peruana del Santa, vertreten durch Señor Benjamin Morales Arnao und Señor Alcides Ames Marquez, sowie dem Servicio Aerofotográfico Nacional und dem Instituto Geográfico Militar. Über die photogrammetrischen Arbeiten, die Grundlage für eine Karte im Maßstab 1:15 000 bzw. 1:25 000 der durch die Mure veränderten Situation sein werden, wird in den einschlägigen Fachzeitschriften berichtet. Der interessierte Leser wird auf sie verwiesen.

Der zweite Teil unserer Aufgabe führte sechs Kundfahrtsteilnehmer und zwei peruanische Hochträger auf den Nordgipfel des Unglücksberges.

Während nach zwei Monaten einige von uns Peru verlassen und nach Hause zurückkehren mußten, reisten die anderen noch weitere acht Wochen in Peru umher, besuchten vor allem Urwald, Sierra und Puna. Kurz bevor auch sie in die Heimat zurückkehrten, wurden in



der Nähe von Arequipa noch zwei über 6000 m hohe Gipfel des Nevado Chachani bestiegen.

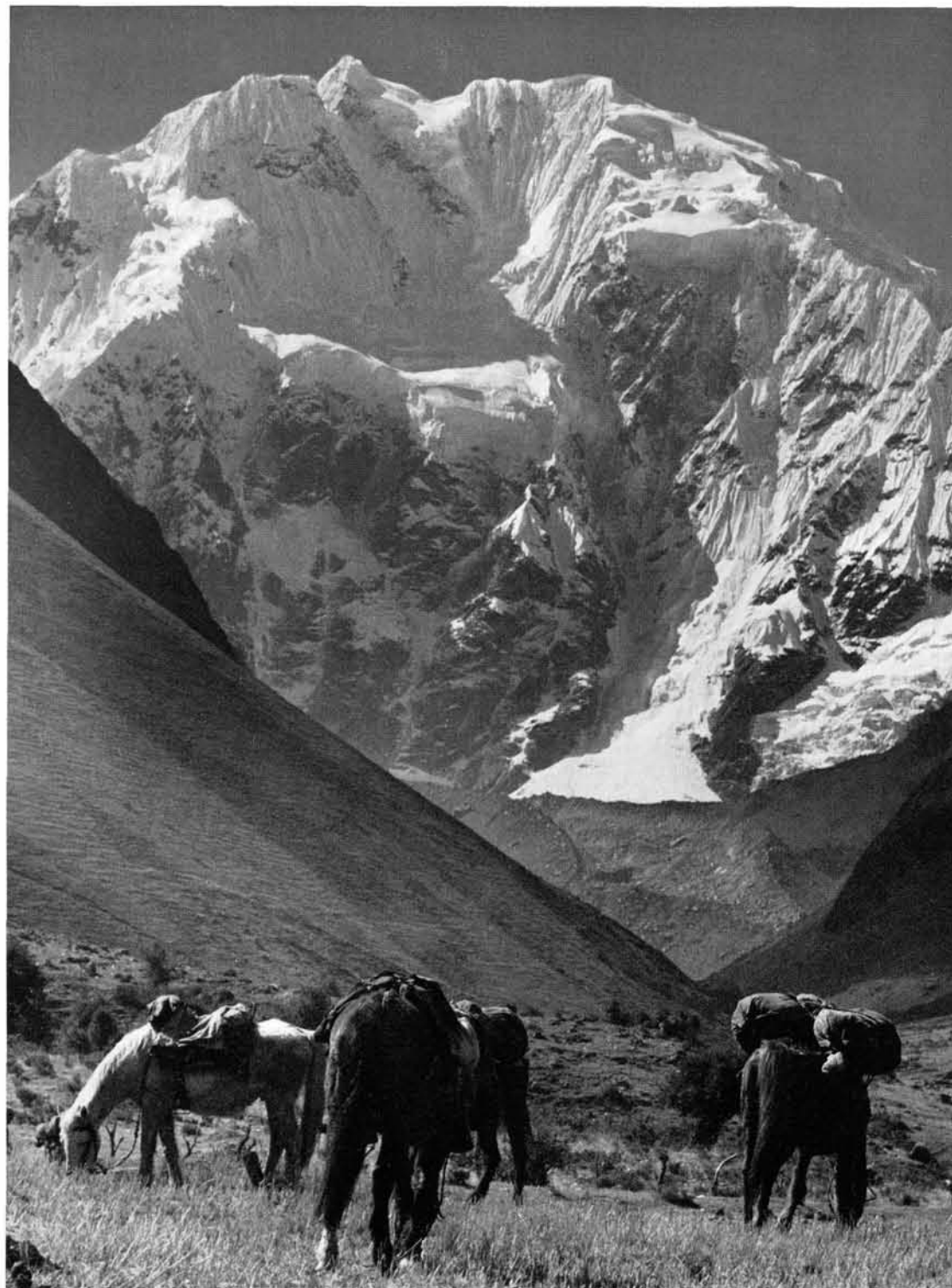
Unser Dank gilt allen, die an der Planung und Durchführung der Expedition teilhatten, insbesondere unserer Sektion Bayerland, die einen beträchtlichen Teil ihres Jahreshaushaltes zur Verfügung stellte und damit ihrem Leitgedanken, das Bergsteigen, vor allem auch im außeralpinen Bereich, zu fördern, Inhalt gab. Ebenso danken wir dem Deutschen Alpenverein, dem Bayerischen Staatsministerium für Unterricht und Kultus, der Landeshauptstadt München, den zahlreichen Firmen, die uns mit ihren Erzeugnissen unterstützten, und nicht zuletzt den vielen privaten Spendern, vor allem aus den Reihen der Sektionsmitglieder, die ihrer Freude an den Taten der Jugend greifbaren Ausdruck verliehen.

Zum wiederholten Male hatten wir auch die Freude und die Ehre, unser Unternehmen unter die Schirmherrschaft des Bayerischen Ministerpräsidenten Dr. Alfons Goppel stellen zu dürfen.

Dankbar und glücklich sind wir, daß uns während der ganzen langen Fahrt kein Unglücksfall, ja nicht einmal eine nennenswerte Krankheit traf.

Auf diese Weise verlief unsere Expedition zwar völlig unprogrammgemäß, dafür aber um so interessanter, abwechslungsreicher und befriedigend für alle.

Walter Welsch



Ersteigungsgeschichte des Salcantay

Die Enttäuschung konnte keiner von uns recht verbergen: den Alpamayo, diesen

„Eiskristall unter südlichem Himmel“, Idealbild eines Berges wie das Matterhorn, werden wir nicht sehen, geschweige denn besteigen können! Das Erdbeben am 31. Mai hatte unsere sorgfältig durchdachten Pläne „über den Haufen geworfen“. Das Tal des Río Santa war unpassierbar, Bergsteigen in der Cordillera Blanca, unserem ursprünglichen Expeditionsziel, derzeit nicht möglich. Wohin jetzt? Wir hatten uns auf Besteigungen am Alpamayo, Pucahirca und Santa Cruz vorbereitet. Hatten daheim Literatur über die „Blanca“ und auch die „Huayhuash“ gelesen und vorliegenden Kartenmaterial studiert.

César Morales Arnao, der Chef des „Departamento de Andinismo“ im peruanischen Erziehungsministerium, gab uns den Tip: „Geht doch in die Vilcabamba.“ Eine Handzeichnung über die Cordillera Vilcabamba im Format eines Schulheftes stand uns zur Verfügung. Daraus konnten wir ersehen: „Pumasillo“ 6070 m – „Salcantay“ 6271 m.

So zogen wir von Lima los – mit „erweitertem“ Westalpen-Gepäck und ohne genaueres Wissen, wie der Salcantay wohl aussehen würde. „Ein großer und schwerer Berg.“

In Cuzco erfuhren wir dann etwas mehr; vor allem: die Japaner und die Österreicher seien schon am Salcantay gewesen. Wir wußten, der Sal-

cantay ist der Schicksalsberg von Fritz Kasperek. Wie oft aber der Berg schon bestiegen wurde, konnte uns niemand sagen. Erst zu Hause hielten wir „literarische Nachlese“ und stellten so eine Ersteigungsgeschichte des Salcantay zusammen.

Die Erstbesteigung gelang im Jahr 1950 einer amerikanischen Expedition. Dies entnehmen wir dem Buch von Erich Waschak „Schatten über den Kordilleren“, in dem er die tragisch verlaufene Expedition von Fritz Kasperek 1954 schildert. Die Amerikaner erstiegen den Berg über den „Nordsporn“, der die Nordflanke in einen östlichen und einen westlichen Abschnitt teilt. Sie waren – so schreibt Waschak – „mit fünf Tonnen Gepäck und mehr als hundert Tragtieren zum Fuß der Nordwand gekommen“.

Lionel Terray, der große französische Bergführer und Expeditionsmann, wähte, er habe die zweite Besteigung des Salcantay 1956 durchgeführt. In seinem Buch „Vor den Toren des Himmels“ schreibt er: „... beschlossen wir, während der uns noch verbleibenden Wochen eine zweite Ersteigung des Salcantay zu versuchen. Unsere zwischen Schlechtwetterperioden gleichsam im Sturmschritt errungenen Erfolge hatten uns in große Form gebracht. So wurde dem Riesen von Cuzco kein größerer Respekt erwiesen als irgendeinem Viertausender der Alpen. Doch Regen und Schnee fesselten uns tagelang an seinen Fuß, und die Zeit begann knapp zu werden. Wir

mußten also bei der ersten Aufklärung ohne jedwede Erkundung angreifen. Während unsere Vorgänger fast drei Wochen dazu gebraucht hatten, die Lager zu errichten und Hunderte von Metern fixer Seile zu spannen, ging unsere Ersteigung wie am Huantsán in einem Zug vor sich. Der erste Tag führte uns bis auf 150 Meter unter den Gipfel, der nach einem unangenehmen Biwak zu viert in einem winzigen Zelt in den ersten Morgenstunden erreicht wurde.“ Eine phantastische Leistung!

Aber die zweite Besteigung hatte Terray nicht. Die fiel nämlich einer Schweizer Gruppe zu, die schon vor ihm ebenfalls über die steile und vergletscherte Nordflanke aufgestiegen war. Die Schweizer hatten ihr Basislager – wie auch wir bei der Begehung des Nordostgrates – am Rande eines kleinen Gletschersees errichtet. Beim Abstieg vom Salcantay war einer der Schweizer abgestürzt, konnte aber lebend geborgen werden.

Lionel Terray hatte also 1956 die dritte Besteigung mit seinen holländischen Freunden Egeler und de Booy sowie dem damaligen Genfer Raymond Jenny, der heute in Lima lebt.

Zuvor, im Jahre 1954, hatte der bekannte österreichische Bergsteiger Fritz Kasperek am Salcantay sein Leben gelassen. Erstbegeher der Eiger-Nordwand und einer der besten Felsgeher der Alpen in den dreißiger Jahren. Zusammen mit Erich Waschak aus Wien, Karl Ambichl aus Hieflau und

**Hauptlager am
Südfuß
des Salcantay
in 4750 m Höhe,
im oberen Bildteil
links der
»Bayerländer-
pfeiler«**

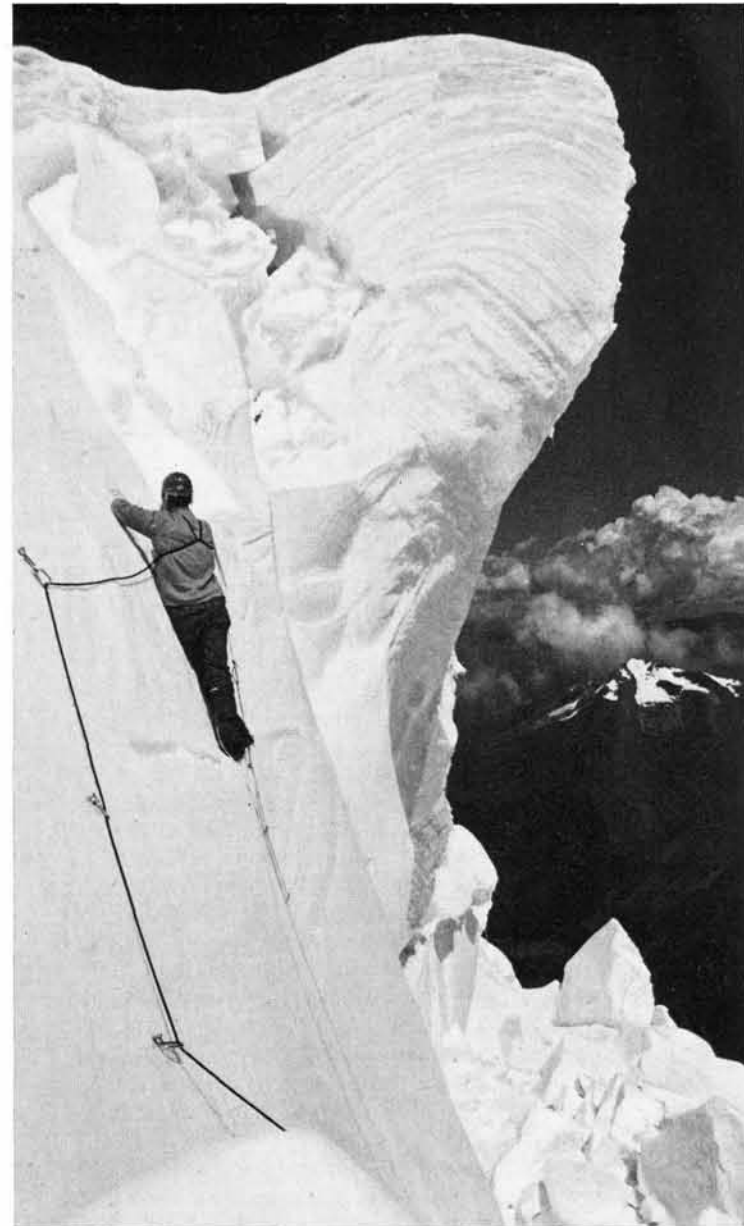


Salcantay Südpfeiler »Bayerländer- pfeiler«

Langsam zieht unsere kleine Maultierkarawane durch ein paradiesisches Hochtal den großen, eisbedeckten Bergen zu. Plötzlich bleiben wir stehen: vor uns taucht, fast unvermutet, in zauberhaftem Weiß glitzernd der fast 6000 m hohe Humantay auf. Schon lange ist unsere Kolonne weitergezogen, und immer noch stehe ich da und schaue, berührt von solcher Schönheit. Ruft das friedliche Tal mit seinen eigenartigen Blumen in mir diese Stimmung hervor, die gigantischen Berge mit ihren wuchtigen Gletschern oder einfach die Sonne Südamerikas, die alles vergoldet – ich weiß es nicht.

Als wir nach Stunden in ein Seitental einbiegen, stehen wir wie gebannt vor dem 6271 m hohen Salcantay, dessen Südfanke in extremer Steilheit über 1300 m hoch in den Himmel schießt. Selten habe ich einen so gewaltigen Berg gesehen. Unsere Blicke hängen lange an dieser Flanke, in deren Mitte ein riesiger Pfeiler mit bizarren Abbrüchen und steilstem Eis in den blaßblauen Himmel ragt.

Bald steht unser Basislager in 4750 m Höhe am Südfuß des Berges, Pläne werden geschmiedet, der Gang der Eislawinen beobachtet. Die Tage vergehen. Mit Walter schleppe ich Ausrüstung an den Pfeiler, an dem wir bei etwa 5200 m ein Depot errichten. Dann endlich ist es soweit; zu fünft (Heinz Hauer, Heinz Köbrich, Michael Olzowy, Jürgen Vogt, Walter Welsch) steigen wir in den Pfeiler ein, zunächst hinauf zu unserem Depot.



Bevor wir es erreichen, müssen wir in ungewöhnlicher Hast riesige, absturzbereite Eistürme und -abbrüche queren. Während Heinz Hauer und Michael Olzowy im Depot ihr erstes Biwak beziehen, gehen wir noch ein paar hundert Meter weiter und kämpfen uns durch eine fast 60 Grad steile Eiswand höher und höher. Das Eis ist hart und die Spitzen unserer Zwölftacker dringen nur wenig ein, so daß uns die

dem „Zufallsbegleiter“ Toni Matzenauer, einem Schweizer, der in Peru lebte, hatte er die Erstbegehung des überwächerten Nordostgrates versucht. Ein Wächtenbruch wurde ihm und Matzenauer zum Schicksal.

1965 kamen dann die Japaner zum Salcantay. Ihnen gelang die vierte Besteigung und die Erstbegehung des Nordostgrates. Einer Notiz in „Alpinismus“, Nr. 5/1966, entnehmen wir: „Am 21. Juni 1965 wurde der Nordostgrat des Salcantay von den Japanern Seihei Owana, Tetsuji Kawada, Takeshi Rito und Mitsumasa Miyamoto erstmals überklettert. Ihren Spuren folgten am 22. Juni Masami Ogawa, Yoshiaki Sawa, Reiji Norie und Takeshi Rito. Das Basislager der Expe-

dition lag zwischen dem Ost- und Nordostgrat (4600 m). Vom Lager IV (5870 m) wurde der Gipfelsturm angetreten. Die Japaner hatten 1200 m Seil fixiert.“

1968 operierten zwei Gruppen am Salcantay. Der „Österreichische Gebirgsverein“ führte anlässlich des vierzigjährigen Bestehens seiner Bergsteigergruppe eine „Fritz-Kasperek-Gedenkfahrt“ durch. Nach schönen Erfolgen in der Cordillera Barroso weilte die Expedition – Leitung: Raimund Heinzel – drei Wochen am Salcantay. Sie wählte eine Route durch die 1300 m hohe Nordwand. „Mit Seraks und Eiszapfenkaskaden nur so gespickt“, wird im Expeditionsbericht geschrieben. Wolfgang Axt, Franz Hawelka, Bruno

Klausbruckner und Bernd Saxinger gelang nach dreitägigem Aufstieg am 29. Juni 1968 die fünfte Besteigung.

Nur wenige Tage später, am 17. Juli 1968, stand wiederum eine Gruppe Japaner auf dem Gipfel (sechste Besteigung). Vom gleichen Basislagerplatz aus, den auch die „Bayerländer“ gewählt hatten, am Fuße der Südwand, bezwangen die Teilnehmer der „Aichien Mountaineering Union Nagoya“ in einer typisch japanischen „Mannschaftsleistung“ unter Leitung von Yukihiro Kato den wildzerzackten Südostgrat, den „Japanergrat“, als Erstbegeher.

1970 verbrachten wir unvergeßliche Tage am Salcantay: über die Erstbegehung des

1300 m hohen Südpfeilers, des „Bayerländerpfeilers“ durch Heinz Hauer, Heinz Köbrich, Michael Olzowy, Dr. Walter Welsch und Jürgen Vogt berichtet Vogt. Die Zweitbegehung des Nordostgrates (und gleichzeitig siebente Besteigung) des Salcantay durch Herbert Karasek, Manfred Rogge und Dr. Fritz Weidmann schildert Rogge.

Wie ein Schiffsbug trennt der Salcantay Sierra und Urwald. Wer ihn gesehen hat, versteht, warum er bei den Inkas als Thron der Götter galt. Bald werden wieder Menschen auf seinem Gipfel stehen. Noch sind große Grate und Wände unbezwungen.

Fritz Weidmann

**Schwierige
Eiskletterei am
»Bayerländer-
pfeiler«**

Rucksäcke fast aus der Wand drücken. Walter und Heinz muß ich bewundern; sie schleppen eine irrsinnige Last. Als die Sonne untergeht, stehen wir noch immer in steilstem Eis. In der Dunkelheit bezwinde ich die letzte Seillänge der Eiswand und erreiche nach einem Gewirr von Spalten einen ebenen Platz. Wir graben uns eine Wanne für die Nacht. Der Kocher surrt, und wir verkriechen uns in unsere Schlafsäcke. Über uns wölbt sich der leuchtende Sternhimmel, dem wir so nahe sind.

In der Früh, nach einem heißen Tee, steigen wir weiter, einem Steilaufschwung zu. Die klirrende Kälte der Nacht ist bald vergessen. Das Eis ist steil, oft senkrecht; wir müssen teilweise Meter für Meter mit Haken und Schrauben sichern. Stufe für Stufe wird geschlagen.

Gegen Mittag sind wir auf einer riesigen Terrasse in einem Labyrinth von Eistrümmern von eigenartiger Schönheit. Die Sonne brennt mit tropischer Kraft. Während Heinz und Walter etwas zu trinken bereiten, präpariere ich eine 15 m hohe senkrechte Eisstufe in extremer Kletterei mit Haken und Trittleitern.

Allzu bald neigt sich der Tag, und im letzten Licht schaufeln wir uns wieder einen Biwakplatz aus dem Schnee, wo wir bequem die Nacht verbringen.

Beim ersten Grauen des neuen Tages klettern wir weiter.

Da stellt sich auch schon die nächste Steilstufe vor, die mir

erhebliche Schwierigkeiten bereitet. Anfangs geht es noch mit Eisschrauben, aber bald stehe ich in senkrechtem, morschen Firn, in dem kaum eine Stufe hält. Jeden Moment bin ich gefaßt, die schwererkämpften Meter wieder herunterzustürzen; aber schließlich komme ich doch durch. Rasch werden die Rucksäcke hochgezogen und die Kameraden steigen nach. Bis zum nächsten Aufschwung spüren wir mühsam in tiefem Schnee hinauf.

Gegen Abend queren wir die letzten Meter zum „Silbersattel“ hinaus: der Pfeiler liegt hinter uns. Morgen wollen wir über den Westgrat zum Gipfel gehen.

Dicht unter dem Grat finden wir einen Biwakplatz in einer kleinen Eishöhle, knapp 6000 m hoch. Als es dann gelungen ist, mit viel Geduld den Kocher zum Brennen zu bringen, sind wir guter Dinge und kriechen in unsere Schlafsäcke. Aus Freude über unseren Sieg am Pfeiler spiele ich auf meiner Mundharmonika unsere Lieder.

Am vierten Tag unserer Kletterei bläst uns ein eiskalter Wind am Grat entgegen. Ob das Wetter bald umschlägt? Der Grat ist sehr ausgesetzt. Links und rechts bricht er fast senkrecht, wohl tausend Meter tief ab. Anfangs kommen wir noch voran, aber plötzlich steilt sich der Grat senkrecht auf. Unser Weitergang wird zu einem gefährlichen Abenteuer, da die Sicherungsmöglichkeiten immer schlechter werden. In senkrechtem und sehr morschen Eis versuche ich mich

mit Seilzugtechnik und langen Firnstiften höher zu „nageln“. Doch bei der geringsten Belastung brechen alle Sicherungen wieder aus. Ein Sturz in dieser Höhe und in diesem Gelände könnte unser Ende bedeuten. Das Risiko übersteigt die Sicherheit.

So verzichten wir auf den Gipfel, der am gleichen Tag von unseren drei anderen Kameraden (Herbert Karasek, Manfred Rogge, Fritz Weidmann) über den Nordost-Grat erreicht wird.

Wir bereiten uns auf eine endlose Abseilfahrt vor; wir müssen den ganzen langen Pfeiler hinabsichern und -seilen. Die schaurigste Stelle ist eine 50 m tiefe, völlig freie Abseillänge über einen wilden Eisabbruch hinab. An unserem ersten Biwakplatz verbringen wir die vierte und letzte Nacht im Eis unseres „Bayerländerpfeilers“. Wir sind müde und ausgelaugt. Die Schlafsäcke und alle Ausrüstung sind gefroren. Jeder hängt seinen Gedanken nach.

Am fünften Tag seilen wir uns wieder viele, viele Seillängen an Haken und Schrauben hinab zum Fuß des Pfeilers. Der Moränenhatscher zum Basislager ist endlos.

Tage danach kommen die Mulis. Wir ziehen fort in eine andere Welt. Leichten Schrittes gehe ich talaus, vorbei am rauschenden Gletscherbach, an blühenden Blumen und einfachen Indio-Hütten. Langsam schwinden die eisbedeckten Gipfel. Hinter uns bleibt die einsame Bergwelt der Anden.

Jürgen Vogt 14 15

Nach Erfolgen am Pfeiler und am Grat wieder zusammen im Basislager



Salcantay-Nordostgrat

Unser kleines Zelt bauten wir auf steinigem Moränenboden in der Nähe eines Gletschersees am Fuße des Salcantay auf. Von hier aus wollen wir, Fritz Weidmann, Herbert Karasek und ich, den Angriff auf den Nordostgrat starten. Die Schultern schmerzen noch von den schweren Rucksäcken, die wir vom Expeditionsbasislager, auf der anderen Seite des Massivs, den ganzen Tag lang herübergetragen haben. Nun, das ganze Unternehmen würde ungefähr eine Woche in Anspruch nehmen, und so hatten wir auch danach eingepackt.

Das Zelt bleibt am nächsten Tag mit einigen Lebensmitteln

zurück. Mit riesigen „Wolken“ auf dem Rücken stapfen wir die steile Moräne aufwärts. Während wir so dem Nordostgrat näher rücken, erst auf steinigem Gelände, dann über einen zerrissenen Gletscher, dessen Riesenspalten zu Umwegen zwingen, werden unsere Blicke immer wieder nach oben gezogen. Ein großer, mit weit überhängenden Wächten beladener Grat zieht himmelwärts. Bis zum Gipfel, der von hier aus nicht mehr sichtbar ist, sind 1500 Höhenmeter zu überwinden. Die Gefühle sind gespalten: einerseits sind wir freudig erregt über das bevorstehende Abenteuer, andererseits sind wir vor dieser Mächtigkeit der Natur doch

leicht beklommen. Wir sind vollkommen auf uns alleine gestellt. Aus den prallen Rucksäcken ziehen wir am Spätnachmittag Daunenzug und zwei Hochlagerzelte. Ein eingefallener Bergschlund ist bald zu einem ebenen Platz ausgebaut, auf dem die Zelte verankert werden.

Heute soll es nun richtig losgehen. Die Schwierigkeiten des gestrigen Tages bestanden darin, im Tiefschnee zu spüren und Lawinenrinnen möglichst schnell zu überqueren, ehe vom Hängegletscher weit oberhalb etwas herabdonnerte. Der Grat türmt sich gleich zu Beginn steil auf. Wir klettern auf der den Wäch-

ten abgewandten Seite. Die Seillänge reicht immer 60 m weit. Eine gute Firnaufgabe ermöglicht es, auf dem „Kirchdach“, wie wir diese 60 Grad steile Einstiegswand nennen, gut voranzukommen. Das Gelände zwingt uns dann, die Gratseite zu wechseln. Unter weitausladenden Wächten arbeiten wir uns wieder mehrere Seillängen aufwärts.

Ich denke an das Unglück von Kasperek und Matzenauer. Vielleicht war es irgendwo an diesem Gratteil? Ohne darüber zu sprechen, verstehen wir uns und „drücken drauf“, um aus dieser Gefahrenzone herauszukommen. Wir sind zu dritt. Es klettert jeweils nur einer. Das ist zeitraubend und es dauert, bis das Trio am Standplatz vereint ist.

Von weit unten hat der Absatz, den wir uns als Ziel für den nächsten Biwakplatz gewählt hatten, winzig ausgesehen. Jetzt, als wir daraufstehen, erweist er sich als kleines Fußballfeld. Während die Sonne untergeht und die Gipfel ringsum in ein rotes Licht getaucht werden, pickeln wir für die Zelte einen geeigneten Lagerplatz aus dem Firn heraus.

Die „Königswächte“ ist es, die uns heute in Bann hält. Wir nennen sie so nach der Schaumrolle an der Königsspitze in den Alpen. Ein riesenhaftes Gebilde aus überhängendem Eis blickt auf uns hernieder. Wir klettern auf sie zu. Dabei wächst sie übermächtig aus dem Gesichtsfeld hinaus. Schön zieht die Führe an dem Monstrum vorüber. Trotzdem sind wir froh, diese Passage hinter

uns zu haben. Auf dem Kopf der Wächte wechseln wir hinüber in die Nordwand. Ein heikler Quergang in sprödem Eis führt in eine Felszone. Die Sonne steht bereits wieder tief am Horizont. Schweren Herzens entschließen wir uns, auf einem schmalen Felsband, inmitten eines kombinierten Fels-Eis-Geländes, die Nacht „abzusitzen“. Mit dem Abkochen wird es heute nichts. In die Hochlagerzelte eingewickelt erwarten wir den Morgen. Die göttliche Verehrung mancher Naturvölker für die Sonne wird in solchen Nächten verständlich.

Der Aufbruch vollzieht sich träge. Endlich bringt der Benzinkocher ein heißes Getränk zustande. Bis zum nächsten Biwakplatz wird es die einzige Nahrung sein, die wir zu uns nehmen. Höhe und Anstrengung fordern ihren Tribut. Noch kurze Zeit klettern wir im gleißenden Morgenlicht, dann steigt Nebel vom Tal auf. Sofort ist Kälte um uns. Die Rippen aus Riffelfirn erscheinen plötzlich senkrecht, wenn sie sich nach oben ins Nichts verlieren. Irgendwo weit weg schlägt ein Pickel Stufen ins blanke Eis. Zögernd gleitet das Seil durch die Hände – Warten. Schon vom Einstieg aus beobachteten wir einen markanten Eisturm, auf dessen Höhe wir jetzt sein müßten. Als die Sonne dann den Nebelvorhang wegschiebt, stehen wir ihm gegenüber, einer wahren Guglia di Brenta aus Eis.

Unter einer Wächte, die an ihrer Abrißkante schon mehrfach mit Löchern durchsetzt ist, bahnen wir uns einen Weg,

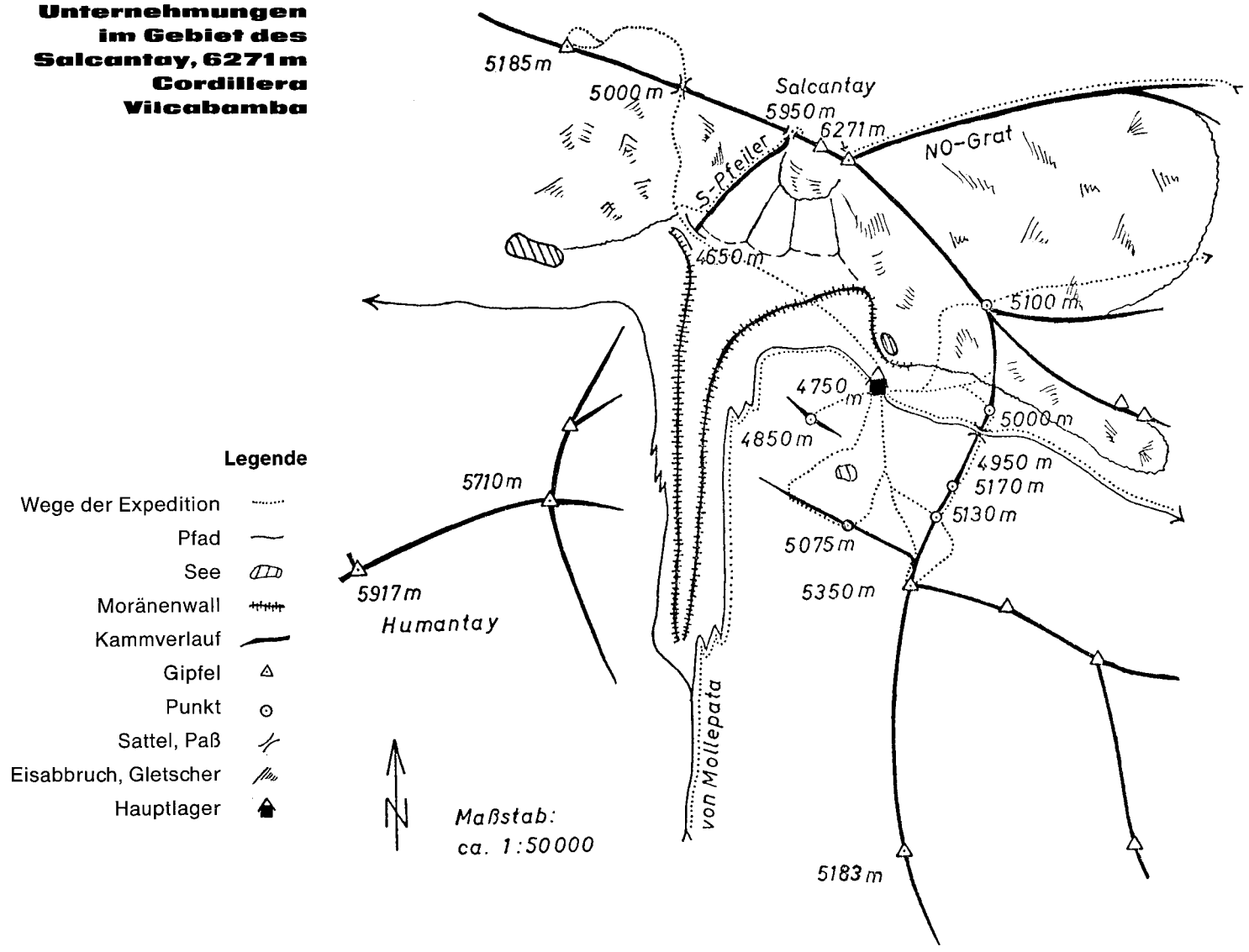
teilweise auf dem Bauche robbend, in das nicht mehr weit entfernte Gipfelgelände. Die Nervenanspannung läßt nach, nachdem sich der Grat zurückgelegt hat. Als Fritz leichteres Gelände erreicht, läßt er denn auch anstatt des üblichen Seilkommandos den „Wettersteinergruß“ aus voller Kehle ertönen. Unsere Antwort bleibt nicht aus.

Obwohl noch Zeit zum Weitergehen wäre, werden an geschützter Stelle die Zelte aufgebaut. Von hier aus soll es am nächsten Tag zum Gipfel gehen. Die Stimmung ist großartig. Morgen gehört uns der Salcantay ganz bestimmt! Die Nacht im winzigen Perlonzelt vergeht, ohne daß sich richtiger Schlaf einstellt. Wir befinden uns annähernd auf 6000 m Höhe.

Der vertraute Surrton des Benzinkochers ist Begleitmusik für die morgendlichen Vorbereitungen. Mit leichten Rucksäcken brechen wir auf. Der Wettergott läßt uns in einer Waschküche durch tiefen Schnee den geeigneten Grat hinaufspuren. Nach tagelangem, harten Klettern ist jetzt das Spuren im grundlosen Pulverschnee und Bruchharsch nicht gerade eine Erholung.

Der Gipfelaufbau ist gegliedert. Beinharte Grate, blanke Eiswandl und dazwischen Schneeplateaus, bei deren Anblick jeder Skifahrer seine Freude hätte, wechseln einander ab. Unsere „Loipe“ schiebt sich langsam, aber stetig, von vielen kurzen Ruhepausen unterbrochen, dem Gipfel näher. Einmal glauben wir, uns durch ein heißes Getränk stärken zu

Unternehmungen im Gebiet des Salcantay, 6271 m Cordillera Vilcabamba



müssen, doch der winzige Esbitkocher ist bei diesem Wind nicht in Gang zu bringen. Nur abgebrannte Zündhölzchen bedecken den Schnee. Wir versuchen es immer wieder, bis es endlich aus dem Alubecher dampft. Beim Schlürfen des

teeähnlichen Gebräus steigt dann das Barometer unseres Auftriebs fast wieder auf „Normal“.

In Gestalt einer Firnschneide bäumt sich der Salcantay-Nordgipfel mit seinen 6271 m noch

einmal auf. Wir spüren nebeneinander die letzten Meter auf dem gewölbten Grat dem höchsten Punkt zu, da jeder dem andern den Vortritt auf den Gipfel lassen will. Die schlechte Sicht und das leichte Schneegraupeln trüben die Freude

nur wenig. Wir blicken uns in die Gesichter und lachen. An Bart und Augenbrauen hängen Eiskristalle. Aber was macht's, die weite Reise über das Meer hat sich gelohnt.

Manfred Rogge

Am Huascarán

Es ist die erste Nacht in 6000 m Höhe. Unruhig wälze ich mich im Daunenschlafsack hin und her. Trotz der Anstrengungen des heutigen Tages finde ich keinen Schlaf. Ob es den Kameraden ähnlich geht? Ich habe Zeit zum Nachdenken.

Zuerst kam das Telegramm der „Corporación Peruana del Santa“ mit der Bitte, Neuvermessungen im Katastrophengebiet und Beobachtungen am Huascarán durchzuführen. Mit einer Militärmaschine waren wir, nach herrlichem Flug über die Anden-Kette, ins Tal des Río Santa gekommen. Erschreckend der Anblick der vom Erdbeben zerstörten Städte und Dörfer. Unter den Trümmern Tausende von Toten.

Nach zwei Tagen der Vorbereitung, die wir auf Einladung der Corporación im Hotel Monterrey verbringen durften, erreichten wir das Bergdorf Musho und von hier aus nach sechsständigem Aufstieg unser Basislager in 4100 m Höhe. Von dort sind wir heute fast 2000 Höhenmeter zu unserem Hochlager in der „Garganta“, diesem ausgedehnten Sattel zwischen dem Nord- und dem

Südgipfel des Huascarán, heraufgestiegen. Mit Bedauern hatten wir festgestellt, daß die dort von den Kameraden zurückgelassenen Zelte tief verschneit und vom Höhensturm teilweise zerrissen waren.

All das liegt hinter uns. Gespannt erwarte ich, was der morgige Tag bringt. Kaum kommen die ersten Sonnenstrahlen über die Berge herüber, wird es auch bei uns im Lager lebendig. Jeder Handgriff jedoch fällt schwer, das Anziehen der beinhart gefrorenen Stiefel sowie der Steig-eisen erfordert einige Anstrengung. Wir spüren die dünne Luft.

Nach dem Aufbruch, mit leichtem Sturmgepäck, ist Heinz schon bald weit voraus, Manni und ich gemütlich hinterher. Das Gelände ist vorerst ungeschwierig, ab und zu Spalten. Nebel kommt auf. Es beginnt zu schneien. Wir erreichen einen Sattel am Grat, kurze Rast, „nur noch das anschließende Schneefeld“. Oben sehen wir bereits die Eistürme des Vorgipfels.

Doch es nimmt kein Ende. Schritt für Schritt kämpfen wir uns monoton höher. Die Pau-

sen werden immer länger, Kopfschmerzen quälen uns, gegenseitig spornen wir uns an. Noch einmal reißen wir uns zusammen, überwinden eine kurze Steilstufe und erreichen den mäßig steilen Gipfelhang. Hier springt uns ein kalter Wind an, der Schneefall wird stärker. Nach anstrengender Spurarbeit stehen wir gegen 15 Uhr auf dem Nordgipfel des Huascarán, 6654 m. 27. Juli 1970. Fast eine Stunde verbringen wir auf dem höchsten Punkt. Ab und zu gibt der Nebel einen Blick auf die umliegenden Berge frei.

Im Abstieg erreichen wir wieder die „Garganta“. Kurz vor dem Lager falle ich noch in eine Gletscherspalte, habe aber Glück und bleibe nach wenigen Metern an einer Schneebrücke hängen.

Auch die letzte Nacht geht herum. Schwer bepackt kommen wir nach beschwerlichem Abstieg in unser Basislager. Schöne, aber auch harte Tage am Berg liegen hinter uns. Wir bringen vom Huascarán interessante Beobachtungen mit und haben damit unsere Aufgabe der Corporación gegenüber erfüllt.

Beobachtungen im Auftrag der Peruanischen Regierung

Herbert Karasek

Einzigartige Szenerie am Nevado Chachani 6076 m



Büßereis im

Wüstensand

Nachdem der offizielle Teil der Expedition beendet war, waren Michael Olzowy und ich weiter bergsteigerisch tätig. Ein Versuch Olzowys, den 6125 m hohen Ranrapalca zu besteigen, scheiterte dadurch, daß sich der Berg durch das Erdbeben stark verändert hatte. In einer Höhe von 5750 m durchzog eine ungangbare Querspalte die steile Eisflanke auf ihrer ganzen Breite.

Nach einigen Wochen in der Selva traf ich Michel wieder in Lima. Mit mehreren Seesäcken Proviant und Ausrüstung führen wir mit den Omnibussen von „Morales-Moralitos“ nach Cuzco. Unser Freund Gustavo Vucetich hätte gerne eine große Bergfahrt mitgemacht. Die 5750 m hohe „Verónica“ in der Cordillera Urubamba war un-

ser Ziel. Eine Erkundungsfahrt auf einen in der Nähe gelegenen 4200 m hohen Paß brachte keinen Erfolg, weil Nebel den Berg einhüllte. Aber ein Luftbild gab uns ausreichende Informationen. Dabei mußten wir feststellen, daß dieser Berg unsere Vorstellungen hinsichtlich der Schwierigkeit weit übertraf.

Zu wenig Seile, Eisschrauben, lange Firnstifte und Reepschnur, aber auch Zeitmangel ließen uns dieses Vorhaben nicht mehr verwirklichen.

Als am nächsten Morgen die Höhen über Cuzco verschneit waren, fiel uns der Abschied nicht mehr so schwer von diesem schönen Teil Perus. Familie Maeder von der Cervezeria Cuzceña, wo wir immer

herzlich aufgenommen wurden, vermittelte uns einen Camion (Lkw) der Brauerei nach Arequipa. Sehr langsam ging es auf der staubigen Straße dem Altoplano entgegen. Auf dieser 600 km langen Sandpiste liegen nur zwei größere Orte, Sicuani und Juliaca. Am Abend des zweiten Tages sahen wir den 5821 m hohen Vulkan Misti, das Wahrzeichen Arequipas. Nordwestlich dieses Vulkans erhebt sich der Nevado Chachani, dessen 6076 m hoher Gipfel etwa 40 km von Arequipa entfernt liegt. Als wir diesen Berg über der Wüste sahen, wußten wir: das ist unser Ziel. Im Westalpenstil müßte dieser Berg in drei Tagen zu machen sein.

Señor Heins, ein sehr netter und hilfsbereiter Deutscher von

der Brauerei Arequipa, verhalf uns dazu, unser Gepäck in der Brauerei zu deponieren.

Señor Stahr, ebenfalls ein deutscher Mitarbeiter dieses Unternehmens, fuhr uns am 14. 9. mittags ein Stück unserem Berg entgegen. Die Straße verfolgte den Río Chili nach Norden. In 2900 m Höhe wurden wir ausgesetzt. Wir hofften auf einen Camion in Richtung Sunbay. Nach einer Stunde vergeblichen Wartens nahmen wir unsere riesigen Rucksäcke und zogen im tiefen Sand, die unzähligen Kehren der Straße meidend, einen Rücken hinauf. An einigen Indio-Hütten vorbei erreichten wir einen günstigen Biwakplatz in 3900 m. Ein dürrer Baum gab Holz genug für ein gemütliches Lagerfeuer. 1500 m tie-

fer das Lichtermeer von Arequipa.

Der nächste Morgen sah uns in einer langen Aufwärtstraverse; eine Sandwühlerei, die kein Ende nehmen wollte. Sand, Sand und wieder Sand! „Wasser“ war für die nächsten Tage das große Problem. Man sagt, in Arequipa scheint an 300 Tagen im Jahr die Sonne. Die geringen Niederschläge lassen auf diesem Berg keinen Gletscher entstehen. Riesige Büßerschneefelder, brüchiger Fels und Sand – eine eigenartige Szenerie. Zweites Biwak in 4850 m Höhe.

Frühstück: Mühsames Tröpfersammeln im Wassereis der Schutthalden. Durch hohe Büßereisnadeln stolperten wir mühsam höher. Ein Überhang bot uns Schutz gegen Stein Schlag im dritten Biwak in 5400 m Höhe. Müde lagen wir in unseren Schlafsäcken. Es schneite. Die 12-Stunden-Nächte der Tropen sind eine gute Gelegenheit, sich in Geduld zu üben. Ein kalter Wind fährt in den Biwaksack. Aufstehen! Der Primus jammert. Bald schlürfen wir eine heiße Brühe, die uns Auftrieb gibt. Schon waren wir mit leichtem Gepäck in den Eisnadeln der 700 m hohen Gipfelflanke. Zäh, jedoch stetig, wuchs die Tiefe.

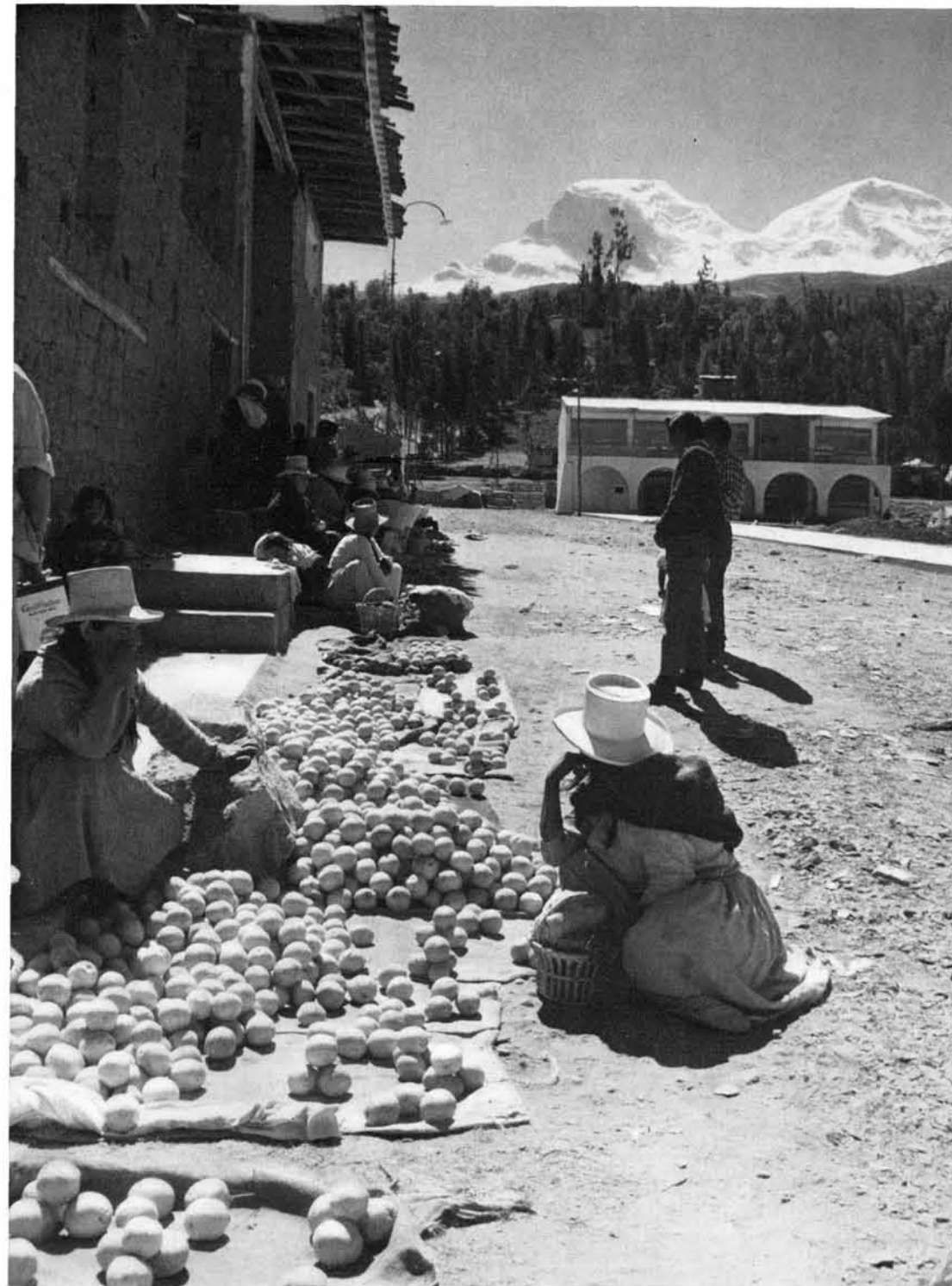
Bald lag der verschneite Krater des Misti auf gleicher Höhe. Über einen steilen Schneeegrat erreichten wir gegen Mittag den 6007 m hohen Nordostgipfel. Kurze Rast, schon trieb es uns wieder weiter. Eine schwarze Wolkenwand jagte von Norden heran. Abstieg in die Scharte zwischen beiden Gipfeln, der Weg zum höchsten Punkt war frei.

Ein kleines, schiefes Metallkreuz schmückte diesen einsamen Sechstausender im Süden Perus. Wir rätselten: welcher Idealist mochte wohl diese Last heraufgebracht haben? Michael war glücklich über seinen ersten Sechstausender. Arequipa, gleich einer Oase in diesem Land von Salz und Sand. Ein riesiger Sandkegel im Südosten, der Vulkan Misti. Nach Norden und Osten das weite Altoplano mit durchschnittlicher Höhe von 4000 m. Nach Westen flache Wüstenstrecken bis zum Pazifik. Die Zeit drängte, wir stiegen ab. Eine Traverse zum Ostgrat des Nordostgipfels brachte wenig Gewinn.

Verdiente Rast am letzten Biwakplatz. Wassersammeln, kochen. Die letzten Tagesstunden waren wir damit beschäftigt, so schnell wie möglich tiefer zu kommen. 700 m Anstieg

und 1250 m Abstieg waren genug für diesen Tag. Dicht an einen Felsblock gedrängt, verbrachten wir unsere letzte Freinacht in Peru. Morgen abend würden wir wieder auf dem Markt von Arequipa in Fruchtsäften und „Sopas de Camarones“ schwelgen. Herrlich! Unseren brennenden Durst konnten wir bald stillen. Es begann zu schneien. In kurzer Zeit lag alles in dichtem Nebel. Im Nu war es dunkel. Eine sehr lange, unangenehme Nacht brach an. Schlafsäcke und Biwakzeug lagen in der Morgensonne zum Trocknen. Ein Topf mit Schnee stand bereit zum Schmelzen. Plötzlich eine Stichflamme, unter großem Lärm war die Tankfüllung unseres Primus in kurzer Zeit verbrannt. Wir waren froh, daß wir nur noch einen Tagesmarsch von Arequipa entfernt waren. Durstig packten wir unsere Sachen und zogen ab. Nach vielen Stunden saßen wir müde an der Straße: diesmal hatten wir Glück. Bald saßen wir im Büro des Señor Heins bei einigen Fläschchen „Cerveza Arequipeña“ (Bier). Unsere Tage in Peru waren gezählt. Schon in der nächsten Nacht waren wir auf der Panamericana, der 1000-km-Piste zwischen Arequipa und Lima.

Heinz Köbrich



La Sierra

Reiseeindrücke
aus dem
Hochland von
Peru

Hochlandindios: Leben wie vor 400 Jahren



In einem Restaurant in Cuzco, wo ich gerade zu Mittag aß, setzte sich ein älterer Mann mir gegenüber. Er wollte sich wohl mit dem „Gringo“ unterhalten. Da er ein gebildeter Mann war, eröffnete er das Gespräch mit der Frage, ob ich Peru kenne. Als ich ihn groß und fragend ansah, begann er mit offensichtlichem Stolz: „Peru, das ist: la mar – das Meer, la costa – die Küste, la sierra – das Hochland und la selva – der Urwald.“

Von Norden nach Süden laufen diese völlig verschiedenen Regionen parallel durch das ganze Land. Nach Norden setzen sie sich in Ecuador und Kolumbien fort, nach Süden in Chile und Bolivien. Im Westen liegt das Meer, das mit dem kalten Humboldtstrom dem schmalen, wüstenartigen Küstenstreifen den Regen stiehlt. Östlich davon fängt die Sierra mit ihren hohen wilden Bergen die Wolken ab, die in der Regenzeit vom Ostwind heran-

getrieben werden. Nach Osten zu fällt das Hochland dann mehr oder minder steil gegen den Urwald der Amazonasquellflüsse ab. Die Breite des Altoplano schwankt zwischen 100 und 250 Kilometer. Die Hochflächen sind teilweise über 4000 m hoch. Bizarre Eisgipfel überragen sie noch um mehr als 2000 m. Im Ostteil der Cordillere bringt die Regenzeit Schnee und Regen, der zum größten Teil auch wieder nach Osten abfließt. Die geringen Mengen, die nach Westen fließen, genügen jedoch, um das zentrale Hochland zu bewässern. Die Regenzeit bedingt die Seltsamkeit, daß der jahreszeitliche Sommer im Hochland als Winter bezeichnet wird, da es durch den Niederschlag recht kalt wird. Der jahreszeitliche Winter jedoch ist – da niederschlagsfrei – der echte Sommer und daher die rechte Zeit für den Bergsteiger. Das einzige, woran man als Bergsteiger recht unangenehm merkt, daß der

„Sommer“ doch nicht ganz echt ist, sind die kurzen Tage und die langen Zelt- und Biwaknächte. Voll Auftrieb hatten wir in Lima einen der bunten Busse der Transportgesellschaft Hidalgo bestiegen, um nach Cuzco im Süden Perus zu fahren. Diese Fahrt in dem kleinen Bus mit dem kurzen Achsabstand war trotz ihrer Härte ein lohnendes Abenteuer. Freilich – die Nächte waren kalt, und der Staub drang durch alle Fugen in den Bus ein. Die Fahrt dauerte zweieinhalb Tage und die Ruhepausen waren nur kurz. Gegen Ende der Fahrt war der Bus gefüllt mit unerträglichen Gerüchen. Allein aber die „Besatzung“ des Busses war eine „Schau“. Indios mit breiten, kantigen Gesichtern und schwarzen Haaren, in Ponchos gehüllt. Nachts rollten sie sich unter ihren Ponchos und Decken zusammen. Im Gepäcknetz lagen in Tüchern gekochter Mais und Kartoffeln sowie Brot als Reiseproviant. Auf dem

Schoß hatten sie ihre Chicitos, ihre Kinder, die in erster Linie für die oben genannten Gerüche verantwortlich waren. Aber Hygiene ist dort oben ein unbekanntes Problem.

Die Trockenheit und der starke Temperaturunterschied zwischen Tag und Nacht machen allzu große Vorsicht unnötig. Alles weitere machen die Hochland-Indios mit der Abhärtung durch das ständige Leben im Dreck. Die flachen, engen Lehmhütten, die meist nur strohgedeckt sind, dienen gleichzeitig als Aufenthaltsraum, Schlafzimmer, Küche, Vorratskammer, Stall für Hunde, Hühner und Meerschweinchen sowie für alle anderen Zwecke, für die man ein Dach über dem Kopfe brauchen kann. Dafür wird jedes der windschiefen Dächer aus Puna-gras von einem kleinen Holzkreuz geschützt. Das scheint auch nötig zu sein, denn im Anblick der verstreut im Hochland liegenden Hütten fragt

man sich, wovon deren Bewohner eigentlich leben können, außer von ihrem Glauben.

Ein paar Felder mit dürrer, gelben Mais, oft an steile Hänge geklebt, kleine Kartoffeläcker, ein paar Schafe, die in der Steppe herumwandern, und ein, zwei Schweine, die an einem Bein angepflockt sind – das ist oft alles, was man sieht. In den oasenartigen Landstrecken, wo ein bißchen Wasser aus der Steppe grüne Wiesen macht, und wo die Felder „mehr nach Ackerbau als nach Glauben“ ausschauen, gibt es eine recht ausgeprägte Rinderzucht. An Milcherzeugung kommt wohl nicht viel dabei heraus, da die Euter der Kühe nur winzig und halb eingetrocknet sind; dafür ist aber die Fleischversorgung gewährleistet. Dort aber, wo die dürre Steppe keinen Ackerbau mehr gestattet, züchtet man Lamas, Alpakas und Vicuñas, um aus ihrer Wolle die farbenprächtigen Ponchos und andere Wollsachen herzustellen.

An den Festtagen ziehen die Indios dann zu den Märkten in Cuzco, Pisac und anderen Städten, um ihre Arbeiten zu verkaufen. Wenn man das bunte Gewimmel und die braunen, kantigen, wilden Gesichter vor der Kulisse der alten Inka-Mauern sieht und vorher vielleicht an einem Acker vorbeigefahren ist, auf dem Indios mit Holzpflügen und Ochsen gespannen gepflügt haben – dann ist das 20. Jahrhundert weit weg, selbst dann, wenn man das ganze durch die blitzblank geputzten Fensterscheiben eines nagelneuen VW gesehen hat. Michael Olzowy

Dschungel- Tagebuch

Wir kamen von La Paz und hatten die Sierra gründlich kennengelernt. Und wollten jetzt in den Dschungel, in den echten, ihn nicht nur von außen sehen.

Start in Lima. Drei Tage später sind wir in Satipo, dem Ausgangspunkt für unseren Dschungel-Trip. Wir kommen von der kargen, düsteren Hochlandschaft der Anden innerhalb von zwei Stunden in den feucht-heißen Dschungel. Ein erlebter Traum, diese Kontraste. Satipo: früher ein Malaria- und Gelbfiebernest, jetzt die letzte größere Zivilisation vor der Weite des großen Waldes. Die Straßen sind staubig, die Häuser elend.

Wir wollen von hier aus mit einem Flugzeug nach Atalaya, einem Ordensstützpunkt am Río Ucayali. Mit unserem holperigen Spanisch versuchen wir Abflugort und -zeit des Flugzeugs zu erfahren. In einigen Minuten, hören wir. 15 Mi-

nuten später sitzen wir in der Maschine und sehen Satipo von oben. Wir überfliegen nun den großen Wald in nordöstlicher Richtung. Ich stelle Vergleiche mit dem Meer an: ebenso weit und unübersehbar. Eine halbe Stunde später kühne Landung in Atalaya. Es gibt hier nur Fußwege, keine Straßen. Die Häuser sind sauber und, wie alle Häuser in der Selva, aus Holz. Die Bewohner sind Peruaner, keine Dschungel-Indios. Wir gehen zu den Ordensbrüdern und werden zum Essen und Schlafen eingeladen. Rührend bemüht man sich um uns. Hier scheint die Zeit noch stillzustehen. Die Leute strahlen alle Ruhe aus. Sie sind glücklich.

Einer der Padres bringt uns auf eine Idee: wie wär's mit einem Balsaholz-Floß den Ucayali hinunter? Etwa acht Tage würden wir brauchen. Unsere Begeisterung kennt keine Grenzen. Er kennt einen Floßbesitzer, dessen Floß seit

einiger Zeit unbenutzt am Ufer liegt. Dieser ist bereit zu verkaufen. Allerdings muß das Ding erst wieder neu zusammengebunden werden. Die alten Lianen würden nicht lange halten. In drei Stunden wäre alles geschehen. Wie vereinbart sind wir wieder am Floß. Nun beginnt das große Abenteuer. Ein letzter Wink, wir treiben allein auf dem Ucayali. 300 Kilometer wollen wir auf diesem Weg zurücklegen. Der Strom ist hier breit und gemächlich an beiden Ufern nur Dschungel. Die Sonne brennt erbarmungslos herunter. Dafür haben wir unsere Sombreros.

Man hat uns erzählt, daß es hier Piranas geben sollte. Wir wollen trotzdem baden. Nur ganz kurz: wenn nichts anbeißt, auch länger. Wir haben's dann auch länger getan — nichts geschah. Abends legen wir bei einem Indio an. Grausam viele Moskitos. Ohne Netz wären wir aufgeschmissen. Eine Stunde später, bei Anbruch der Dunkelheit, setzt der

große Urwaldlärm ein. Dort beginnt jetzt der Kampf ums Leben.

Der kommende Tag bringt Überraschungen: Schon nach ein paar Kilometern passiert es: Wir geraten in eine Kiesbank und sitzen fest — mitten im großen Fluß. Unsere Soloversuche, das Floß durch Hebel wieder freizubekommen, scheitern kläglich. Drei Stunden sind schon vergangen. Hoffnungslosigkeit breitet sich aus. Links und rechts reißender Fluß, dahinter undurchdringlicher Dschungel. Wir sind uns im klaren, daß wir so schnell wie möglich einen Entschluß fassen müssen.

Ich möchte mich gerade fertig machen, um schwimmend das Ufer zu erreichen und mich mit meiner Machete zum nächsten Indiodorf durchzuschlagen, als wir einen Einbaumsichten. Wir schreien. Man hört uns. Zwei Indios mit bunter Bemalung paddeln zu uns. Mit ihrer Kraft können wir das Floß wieder in die Strömung bringen!

Wir verbringen eine unruhige Nacht: die Fahrt ist inzwischen für uns zu einem nicht mehr überschaubaren Abenteuer geworden. Wir planen, sie in Bolognese, das wir eigentlich schon heute hätten erreichen sollen, abzublasen und mit einem größeren Boot weiterzufahren. Es wird uns allmählich zu viel. Die Moskitos hinterlassen ihre Spuren: die Hände sind mit unzähligen Einstichen gezeichnet. Vollkommen ausgelaugt legen wir nach weiteren Erlebnissen auf dem Fluß bei einem Indio an. Er läuft davon, als wir ihn begrüßen wollen. Heute Abend trinken wir unsere letzte Flüssigkeit.

Es wird Zeit, daß wir dieses verdammte Bolognese erreichen. Am Vormittag des nächsten Tages sind wir dort. Können es kaum glauben. Allmählich entspannen wir uns — die Nervenbelastung der letzten Tage war stark.

Heinz Hauer

**Meßphoto:
»Die
Bergsturzmure«**

Die Bergsturzmure vom Huascarán ins Tal des Rio Santa am 31. Mai 1970



Der Huascarán-Nordgipfel (6654 m) ist mit einer Gipfelmur bedeckt. Das Gipfelmur bricht nach Westen zu über eine bis zu 800 m hohe, nahezu senkrechte und etwa 1,5 bis 2 km breite Felswand ab. An der Abbruchstelle beträgt die Dicke dieses Gipfelmur etwa 70 bis 90 m (geschätzt). Unterhalb der Felswand fließt ein nicht sehr steiler Gletscher, der Gletscher 511, nach Westen ab. Seine Zunge ist in den letzten Jahrzehnten stark im Rückzug begriffen. Unterhalb des Gletschers, etwa ab 4700 m, erstrecken sich in einer Neigung von etwa 30 bis 40

Grad sehr dunkel gefärbte, riesige Geröllfelder. Die ehemals durch diese Geröllfelder hinabreichende Gletscherzunge bildete mächtige Seitenmoränen aus. Erst am eigentlichen Bergfuß des Huascarán, etwa 3200 bis 3500 m, beginnen vegetationsbedeckte Regionen, die weiter unten in immer fruchtbareren, intensiver genutzten und letztlich auch in weiten Streusiedlungen bewohnten Hängen eine Fortsetzung bis ins Tal des Río Santa (2500 m) finden. Der Gletscher 511 speist einen der Hauptzuflüsse des Río Shacsha, der die nördlich des Huascarán

gelegenen Llanganuco-Seen entwässert, sich durch enge, schluchtartige Täler (Quebradas) als wilder Gebirgsbach hinunterstürzt und schließlich unterhalb der Ortschaft Ranrahirca in den Río Santa mündet.

Das Santa-Tal selbst ist hier zwischen einem und zwei Kilometern breit und verläuft in ungefähr gleicher Breite zwischen Cordillera Blanca und Cordillera Negra nach Nordwesten hinaus. Die Ranrahirca bzw. dem benachbarten Yungay fließabwärts nächstgelegene größere Stadt ist das etwa 15 km entfernte Carás.

Am Tage des großen Erdbebens, am 31. Mai 1970, wurden sämtliche Ansiedlungen, einzelne Häuser sowohl als auch ganze Städte, nahezu im gesamten Río Santa-Tal in weniger als einer Minute meist zu 90 bis 100 Prozent zerstört (das Erdbeben dauerte dem Vernehmen nach 43 Sekunden). Große Teile der Bevölkerung fanden den Tod.

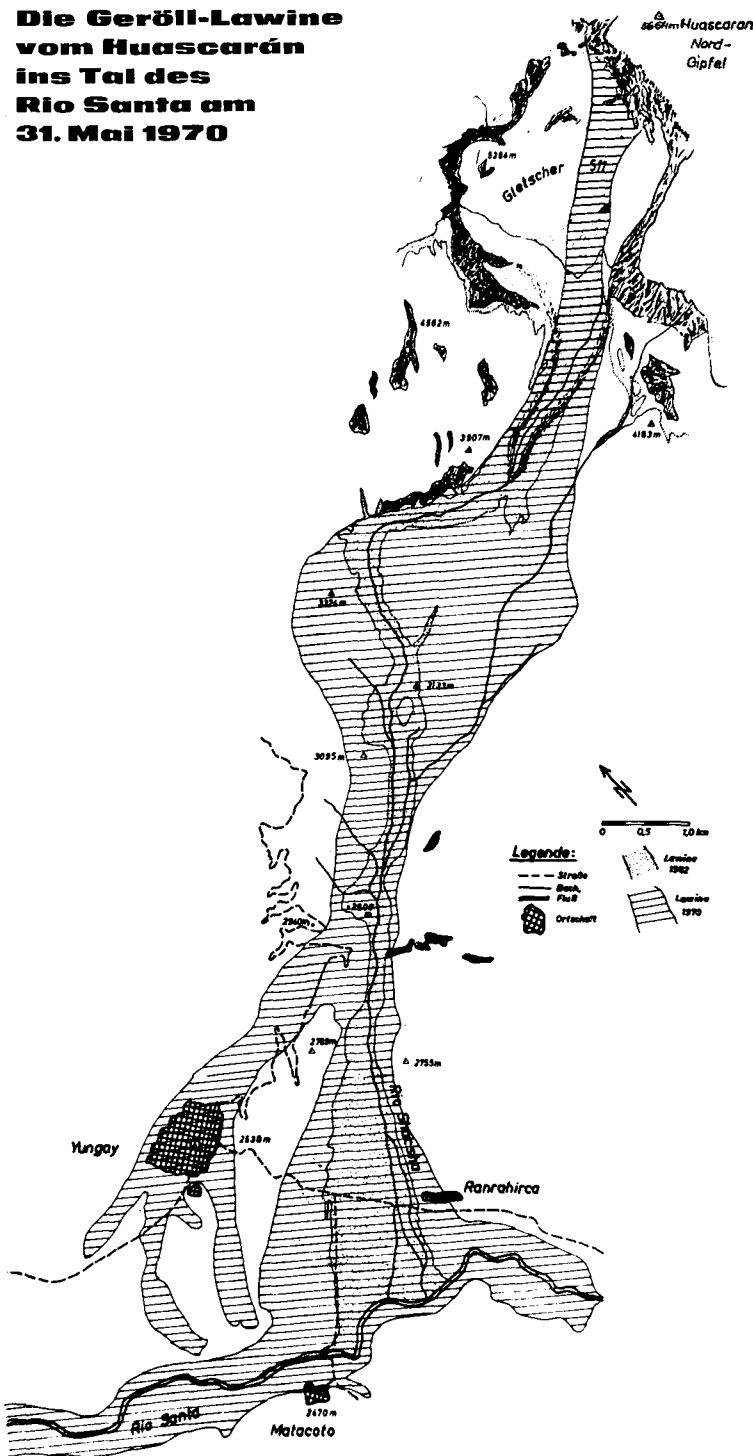
Für die Ortschaften Ranrahirca, Matacoto und insbesondere das kleine Städtchen Yungay, dessen Einwohnerzahl (einschl. der im Umkreis gelegenen kleinen Siedlungen) mit 25 000 angegeben wird, dauerte der Schrecken länger.

Ausgelöst durch das Beben brach das Eis des oberen Gletscherabbruches wahrscheinlich in seiner ganzen Länge und Höhe und in einer noch unbekannt Tiefe ab und stürzte über die 800 m hohe Felswand hinab. Zugleich mit dem Eisabbruch, der auch schon 1962 die Lawinenkatastrophe von Ranrahirca auslöste, dürften sich auch ungeheure Felsmassen aus der Wand gelöst haben, die sich mit dem herabbrechenden Eis vermischt und über den tiefergelegenen Gletscher 511 zu Tal stürzten. Wir konnten die viele hundert Meter breite Spur dieser Eis- und Felsmassen über den Gletscher verfolgen. Auch auf dem beigefügten Bild ist sie deutlich zu erkennen. Die Wucht und Masse dieser Riesenlawine konnte durch die Seitenmoränen der Gletscherzunge, die die Mure von 1962 noch eindämmen konnten, nicht mehr in Bahnen gelenkt werden. Vielmehr brandete die Lawine über die Mo-

ränen hinaus, breitete sich unterhalb der Geröllfelder aus – man kann die Spuren auf dem Bild deutlich erkennen – und wurde erst wieder durch Einschnitte und Hänge und durch die allgemeine Geländeaufformung in die schmalere Bahn des schluchtartigen Bachbettes des Río Shacsha gezwungen. Die Geschwindigkeit und Wucht der Mure erhöhten sich, physikalischen Gesetzen folgend, in diesem Flaschenhals noch ganz bedeutend. Am Ende der Engstelle war die Wucht so ungeheuer geworden, daß ein Teil der Massen einen gut hundert Meter hohen, sperrenden Höhenrücken übersprang, um blühende Aira und das liebe Städtchen Yungay völlig mit Geröll, Eis und Schlamm zu überdecken. Wie zum Hohn blieb außer einigen abgelegenen Häusern nur der auf einem Rundhöcker gelegene Friedhof von der totalen Vernichtung verschont. Die offiziellen Statistiken sprechen im Zusammenhang mit dem Grad der Zerstörung von Yungay von „arasada“ (ausradiert).

Der Großteil der Lawine stürzte, das ganze Tal in dichte Staubwolken hüllend und begleitet von Stürmen, die Hausdächer abdeckten, Bäume entlaubten und entwurzelten, in der durch den Shacsha-Fluß vorgegebenen Bahn weiter bergab, begrub Ranrahirca unter sich und erfüllte das Santa-Tal so vollkommen, daß der Santa-Fluß aufgestaut wurde, der damit seinerseits wieder zu einem neuen Gefahrenherd wurde. Auf der Gegenseite sprang die Lawine noch – an vielen Stellen – über hundert Meter empor und ver-

Die Geröll-Lawine vom Huascarán ins Tal des Río Santa am 31. Mai 1970



nichtete das halbe Matacoto. Selbstverständlich blieb im Talboden kein Haus, keine Brücke, kein Baum verschont.

Nahezu zwei Kilometer wurde die auslaufende Lawine noch stromauf getrieben bis hin nach Mancos. Die großen Massen wurden aber stromabwärts gelenkt und durcheilten noch weitere 15 km das blühende Santa-Tal, um erst bei Caras, dessen Flugplatz noch völlig zerstört wurde, zum Stillstand zu kommen.

Augenzeugen – wir sprachen mit einem Bauern, der an den Hängen der Cordillera Negra seine Felder bestellte und der zusehen mußte, wie der Bergsturz Haus und Familie begrub – Augenzeugen berichten, es habe nur drei Minuten gedauert, bis die sich vom Huascarán lösenden Massen über den Río Santa brandeten. Das bedeutet, wenn man die Strecke vom Ursprung des Bergsturzes bis ins Tal mit 15 km zugrunde legt, eine durchschnittliche Geschwindigkeit der Lawine von etwa 250 bis 300 km/h. Mir erscheint dies ungeheuerlich, jedoch glaubwürdig, wenn man an die Geschwindigkeiten denkt, die z. B. Staublawinen erreichen können.

Die Bergsturmure mit ihren ungeheueren Ausmaßen wirft natürlich eine ganze Reihe von Fragen auf, die die Wissenschaftler noch lange Zeit beschäftigen werden.

Walter Welsch

Anden '70

wurde herausgegeben anlässlich der 75-Jahr-Feier der Sektion Bayerland des Deutschen Alpenvereins am 27. November 1970 in München.

Titelbild
Salcantay, 6271 m, Südabstürze vom Flugzeug aus

Foto letzte Umschlagseite
Salcantay-Südwand

Expeditionsleitung
Dr.-Ing. Walter Welsch, 8 München 90, Altersheimerstr. 16

Verantwortlich
Dr. Fritz Weidmann, 8 München 80, Hechtseestr. 59

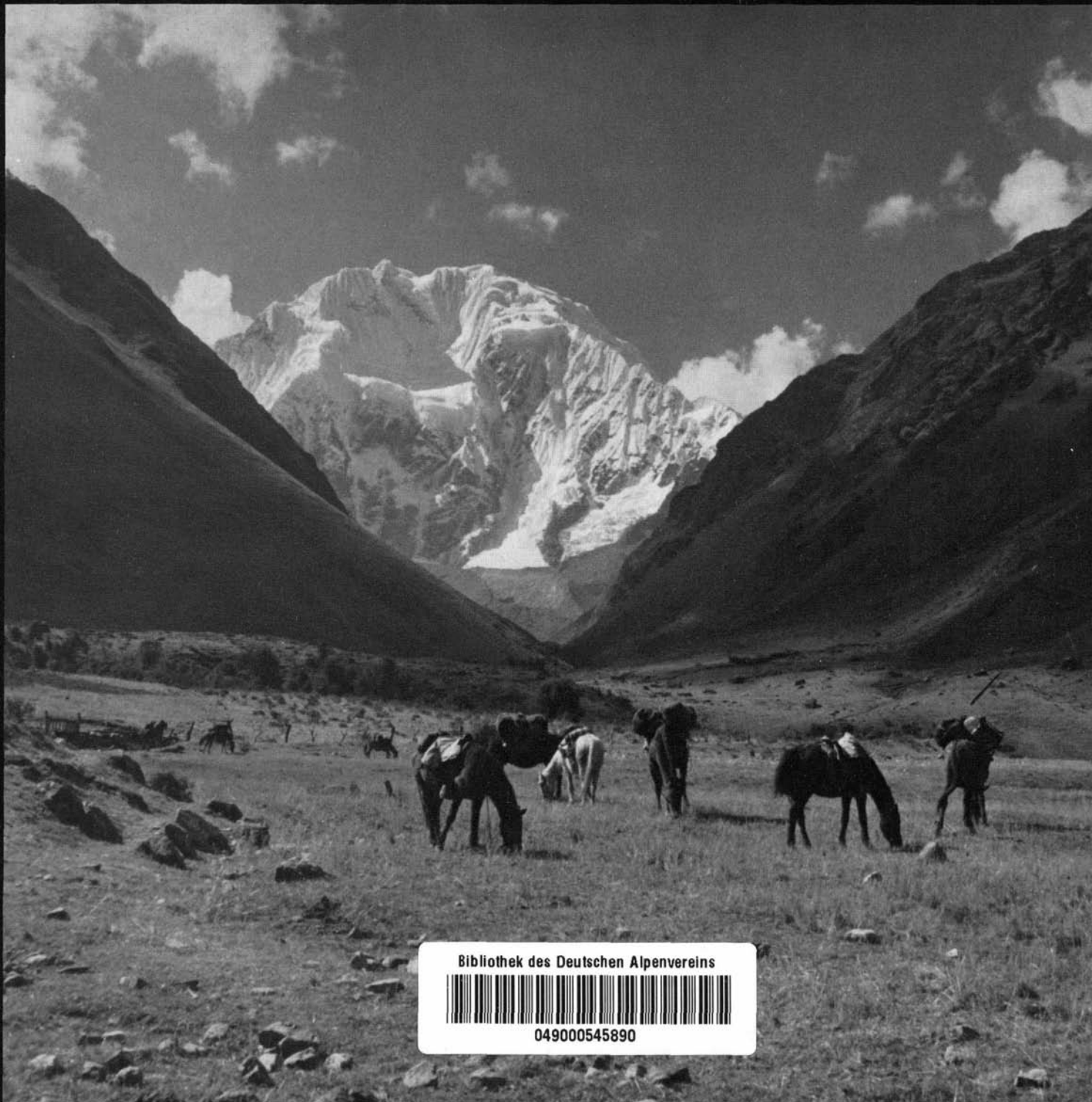
Layout
Erich Griebl, 8 München 80, St.-Wolfgang-Platz 3

Übersetzungen
Ana de Boer, München

Fotos
Heinz Köbrich, 8 München 19, Südliche Auffahrtsallee 56
Dr. Walter Welsch, 8 München 90, Altersheimerstr. 16

Klischees
Graphische Kunstanstalt
F. Bruckmann KG., München

Satz und Druck
Bergverlag Rudolf Rother,
München



Bibliothek des Deutschen Alpenvereins



049000545890